

Thomas  
Bernhard  
Verstörung

*Supras Result*

Werke 2  
Suhrkamp



# Thomas Bernhard

## Werke

Herausgegeben von  
Martin Huber und  
Wendelin Schmidt-Dengler  
Band 2

# Thomas Bernhard

## Verstörung

Herausgegeben von  
Martin Huber und  
Wendelin Schmidt-Dengler

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2003

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 3-518-41502-6

Verstörung

Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume  
macht mich schaudern.

*Pascal, Pensée 206*

Am 26. fuhr mein Vater schon um zwei Uhr früh zu einem Lehrer nach Salla, den er sterbend angetroffen und als Toten gleich wieder in Richtung Hüllberg verlassen hat, um dort ein Kind zu behandeln, das im Frühjahr in einen mit siedendem Wasser angefüllten Schweinebottich gefallen und jetzt schon wieder wochenlang, aus dem Spital entlassen, zu Hause bei seinen Eltern war.

Er ging gern zu dem Kind und ließ keine Gelegenheit aus, es aufzusuchen. Die Eltern waren einfach, der Vater als Bergmann in Köflach, die Mutter in einem Fleischhauerhaushalt in Voitsberg beschäftigt, das Kind aber doch nicht den ganzen Tag über allein, sondern in der Obhut einer Schwester der Mutter. An diesem Tag hat mein Vater so genau wie noch nie das Kind beschrieben und gesagt, er befürchte, daß es nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit Sicherheit könne er sagen, daß es den Winter nicht überstehen werde, und er werde es jetzt, so oft als ihm möglich, aufsuchen. Mir fiel auf, daß er von dem Kind wie von einem geliebten Menschen sprach, sehr ruhig und ohne sich die Wörter überlegen zu müssen; eine selbstverständliche Zuneigung zu dem Kind gestattete er sich, als er das Milieu, in welchem das Kind aufgewachsen und von seinen Eltern weniger erzogen als behütet worden ist, andeutete und seine Vermutungen, die Eltern und ihr Verhältnis zu dem Kind betreffend, mit der Kenntnis der Umwelt der Beschriebenen ausfüllte und erklärte. Er ging dabei in seinem Zimmer auf und ab und hatte bald nicht mehr das geringste Bedürfnis, sich noch einmal niederzulegen.

Er war jetzt der einzige Arzt in einem verhältnismäßig großen und außerdem »schwierigen« Gebiet, nachdem der zweite einen Ruf an die Grazer Universität angenommen hat und in die Landeshauptstadt verzogen ist. Die Aussicht auf einen neuen sei gering. Hier eine Praxis aufzumachen, grenze an Wahnsinn. Er sei es aber schon gewohnt, Opfer



einer durch und durch kranken, zur Gewalttätigkeit sowie zum Irrsinn neigenden Bevölkerung zu sein. Er empfände es, wenn ich über das Wochenende zu Hause sei, als eine immer mehr notwendige Beruhigung. Er wirkte müde. Aber als uns die Ache blendete, nachdem ich die Fensterläden aufgemacht hatte, meinte er, er werde einen Spaziergang machen. »Geh mit«, sagte er, »komm.« Er sprach, während ich mich anzog, von einem »Naturphänomen«, von einem Kastanienbaum, der jetzt, Ende September, blühe und den er außerhalb der Ortschaft, an der Ache, entdeckt habe. Bei dieser Gelegenheit wolle er endlich mit mir sprechen, wahrscheinlich, dachte ich, über etwas mit meinen Studien in Leoben, mit dem Montanistischen, Zusammenhängendes. Jetzt sei, bevor er dann, den ganzen Tag über, seine Krankenbesuche zu machen habe, Zeit dazu. »Weißt du«, sagte er, »oft ist mir alles zuviel.«

Wir wollten meine Schwester nicht aufwecken und gingen möglichst geräuschlos ins Vorhaus hinunter, wo unsere Mäntel hingen. Als wir aber, angezogen, im Begriff waren, aus dem Haus zu gehen, läutete es, und vor der Tür stand ein mir Unbekannter, der, wie sich herausstellte, ein Gastwirt aus Gradenberg, meinen Vater aufforderte, sofort mit ihm zu kommen.

Und so fuhren wir in dem Wagen des Gastwirts nach Gradenberg, statt an die Ache zu gehen und uns zu besprechen, und von dem blühenden Kastanienbaum war keine Rede mehr, und wir hörten über die Frau des Gastwirts das Beunruhigendste.

Sie sei, sagte ihr Mann, bis zwei Uhr früh mit dem Bedienen von Bergmännern, die, bereits mehrere Stunden betrunken, sich als zwei feindliche Gruppen gegenübergesessen waren, beschäftigt, auf einmal von einem der Bergmänner völlig grundlos auf den Kopf geschlagen worden und im selben Augenblick ohnmächtig vor den Bergmännern auf dem Boden gelegen. Die entsetzten Bergmänner hätten sie sofort in das im ersten Stock des Gasthauses gelegene Schlafzim-

mer hinaufgetragen, wobei der Kopf der Frau mehrere Male gegen das Stieggeländer gestoßen sei. Man habe die Frau in ihr Bett gelegt und ihrem Mann, der, als die Bergmänner die Schlafzimmertür aufdrückten, wach geworden, benommen aufgestanden und von den auf einmal ernücherten Bergmännern von dem Vorfall unterrichtet worden war, nahegelegt, augenblicklich, noch in der Nacht, den Gewalttäter Größl, der, wenn auch flüchtig, ihnen doch allen bekannt sei, bei der Gendarmerie anzuzeigen. Die Gendarmen, auch der diensthabende, hätten alle geschlafen, meinte der Gastwirt, aber er habe sich durch Steinwürfe auf die Gendarmeriefenster schließlich Gehör und Einlaß in den Posten verschaffen können. Zuerst hätten ihm die Gendarmen geraten, *am Vormittag* wiederzukommen, um für ein Protokoll auszusagen, aber er bestand auf einer sofortigen Protokollierung und verlangte, daß wenigstens einer der Gendarmen mit ihm ins Gasthaus komme, dort liege seine bewußtlose Frau und dort warteten die Bergmänner, die, nach seiner Ansicht, ihre Aussagen sofort zu machen hätten. Es hat aber zu lange gedauert, bis er mit zweien von den Gendarmen ins Gasthaus zurückgekommen ist, die Bergmänner waren, bis auf einen, fort, als die Gendarmen mit ihm ins Schlafzimmer eintraten. Sofort habe er gedacht, daß er seine Frau nicht einen einzigen Augenblick hätte allein lassen sollen, wie er da plötzlich in den grauenhaftesten Vermutungen und Verdächtigungen vor ihr neben dem die ganze Zeit mit ihr zusammen gewesenen Bergmann Kolig stehen mußte, der ihm nicht näher, nur von unregelmäßigen Gasthausbesuchen bekannt war und nicht als einheimisch im Sinne von vertrauenswürdig galt, auch einen sich von dem in der Gegend gesprochenen unangenehm unterscheidenden steiermärkischen Dialekt sprach.

Obwohl der bei der Gastwirtsfrau zurückgebliebene Kolig so betrunken war, daß er wohl aufrecht stehen, aber keinen, nicht einmal kürzesten Satz sprechen konnte, sei er

sofort von dem jüngeren der Gendarmen, der ihn gleich angewiesen habe, sich auf den in der Ecke stehenden Sessel zu setzen, einvernommen worden, während der ältere der beiden photographische Aufnahmen von der im Bett liegenden Bewußtlosen machte, als handele es sich um eine Tote. Was der einvernommene Kolig zu Protokoll gegeben hat, war tatsächlich unbrauchbar, und als er, weil er das Hinsetzen nicht vertragen hatte, nach vorn umzukippen drohte, packte ihn der mit ihm unzufriedene Gendarm und zog ihn und stieß ihn auf den Gang hinaus.

Der flüchtige Größl sei ein Mensch, der, sobald er ein Gasthaus betritt, so lange in einem solchen bleibt, bis er mit Sicherheit mit dem Gesetz in Konflikt kommt. Es sei nicht schwierig, ihn ausfindig zu machen, sagten die Gendarmen, und sie hätten im Hinblick auf Größls einschlägige Vorstrafen von einer mehrere Jahre dauernden Kerkerstrafe gesprochen, denn der Tatbestand der schweren Körperverletzung sei durch den Faustschlag Größls auf den Kopf der Gastwirtsfrau, durch ihre Ohnmacht, gegeben. Kaum hatte der ältere Gendarm von der schweren Körperverletzung gesprochen, sei ihnen allen zu Bewußtsein gekommen, daß ein Arzt verständigt werden müsse. »Inzwischen sind ein paar Stunden vergangen«, sagte der Gastwirt.

Es war schon halb fünf, als wir, in Gradenberg angekommen, von dem Gastwirt sofort in das Schlafzimmer geführt wurden, in welchem die beiden Gendarmen standen. Mein Vater sagte, alle Männer sollten auf den Gang hinaus gehen. Während er drinnen die Frau untersuchte, die, in der kurzen Zeit, in welcher ich sie sah, auf mich den Eindruck gemacht hat, als wäre sie schon tot, äußerten sich auf dem Gang die beiden Gendarmen mir gegenüber abfällig über den auf dem Boden liegenden Kolig, den sie als stumpfsinnig, mehr und mehr gewissenlos seiner sechsköpfigen Familie gegenüber, bezeichneten. Sie wußten nicht, was anfangen mit ihm; als mein Vater aus dem Schlafzimmer herauskam, zogen sie den Kolig gerade an seinen Rockschultern von der Stiege weg,

die er mit seinen Beinen zur Hälfte verlegt hatte, um sich dann nicht mehr um ihn zu kümmern.

Die Frau sei tatsächlich schwer verletzt und müsse sofort nach Köflach ins Spital, sagte mein Vater, die Gendarmen sollten sie vorsichtig hinuntertragen und in den Pritschewagen legen.

Es war ein feuchtes, grünbraun gemustertes, mit billigen Weichholzmöbeln angefülltes und selbst beim hellsten Tageslicht verfinstertes Zimmer, aus welchem die Gendarmen die Gastwirtsfrau heraustrugen. Mein Vater schaute mich, an mir vorbei und hinter den Gendarmen, die die Frau vorsichtig trugen, die Stiege hinuntergehend, an, und ich dachte mir, daß das für die Gastwirtsfrau das Schlimmste bedeutet.

Während ich im Wagen neben dem chauffierenden Gastwirt Platz genommen hatte, saß mein Vater bei der auf der Pritsche Liegenden hinter uns.

Auf der ganzen Fahrt, die wir über Krennhof abkürzten, haben der Gastwirt und ich kein Wort gewechselt. Es war, wegen der frühen Tageszeit, leicht und schnell zu fahren. Lange bin ich nicht mehr in dieser Gegend gewesen, dachte ich, ich mußte weit in die allerfrüheste Kindheit zurückdenken, um mich da und dort am Gradnerbach zu sehen. Mir fiel auf, wie selten ich von meinem Vater auf seine Fahrten mitgenommen wurde und daß ich seit dem Tod meiner Mutter immer nur auf mich allein angewiesen bin. Meine Schwester muß das, denn es geht ihr nicht anders, in einem noch viel schmerzlicheren Grade empfinden.

Wohl der Stimmung entsprechend, sprach der Gastwirt, zum Unterschied von vorher, auf dem Weg nach Gradenberg, wo er so viel gesprochen hatte, auf dem Weg nach Köflach kein Wort. Mir wäre es auch unsinnig vorgekommen, ihn anzusprechen. Mir schien es, wenn ich meinen Vater richtig verstanden habe, gewiß, daß die Frau die Fahrt bis nach Köflach nicht überstehen würde, aber als die Spitalpfleger sie aus dem Wagen herauszogen, war sie nicht tot,

starb aber noch, solange wir uns im Spital aufhielten. Sie war, noch bevor sie in das einzige im Spital vorhandene Operationszimmer, man kann nicht sagen Operationssaal, hineingekommen war, gestorben, und ihr Mann hatte das gefühlt und, während die Pfleger sie über den Gang schoben, ihre Hand gehalten und geweint. Man ließ ihn nicht bei der Toten, sondern führte ihn in den Hof hinunter, wo er, gänzlich sich selbst überlassen, eine halbe Stunde auf meinen Vater warten mußte. Ich ließ ihn allein und beobachtete ihn, so, daß er nicht sehen konnte, daß ich ihn beobachtete. Dann kam mein Vater und ging mit dem Gastwirt über den Hof und versuchte ihn zu beruhigen. Er sprach dem Manne von den Notwendigkeiten, die jetzt zu geschehen hätten, von Bestattungsangelegenheiten, Gerichtskommission, Anzeige gegen Größl wegen Totschlags. Für den Gastwirt sei es jetzt besser, sagte mein Vater, unter Menschen zu bleiben, sich nicht abzusondern in seiner Qual, in seine Qual, er, mein Vater, würde ihm verschiedene vorgeschriebene Wege, wie den zum Gericht, ersparen, andere, wie den allerersten zu seiner in der Prosektur liegenden Frau, schmerzlindernd mit ihm gemeinsam gehen. Er habe, sagte mein Vater, an der Verstorbenen eine in jedem Falle tödliche Blutung im Gehirn konstatiert und werde noch am frühen Vormittag vom Bezirksgerichtsarzt den genauen Befund bekommen. Daß er, mein Vater, von dem Gastwirt erst drei Stunden nach dem tödlichen Faustschlag von dem Vorfall verständigt worden sei, sei bedeutungslos. An eine Rettung sei nicht zu denken gewesen. Die Verstorbene war im zweiunddreißigsten Jahr und meinem Vater seit Jahren bekannt. Es erscheine ihm immer als eine ungeheure Roheit der Gastwirte, daß sie ihre Frauen, während sie selber meistens schon früh, weil den ganzen Tag über durch ihre Fleischhauerei, ihren Viehhandel, ihre Landwirtschaft überanstrengt, ins Bett gehen, in den, weil ja nur an das Geschäft gedacht wird, bis in der Frühe offenen Gaststuben sich selbst und einer Männerwelt überlas-

sen, die mit dem fortschreitenden Alkoholkonsum gegen den Morgen zu immer weniger wählerisch ist in den Mitteln ihrer Brutalität, sagte mein Vater, als wir uns für kurze Zeit von dem, wie es den Anschein hatte, um sein Bewußtsein gekommenen mit uns Gehenden abgedondert hatten. »Alle in die Länge gezogenen Gasthausnächte enden ärgerlich«, sagte mein Vater, und »in dieser Gegend ein hoher Prozentsatz tödlich.« Nicht selten ist die von einem Gastwirt auf die widerwärtigste Weise zu den Besoffenen zu dem alleinigen Zweck, ihnen unter allen Umständen das Geld aus den Taschen herauszuziehen und den billigsten Brand in ihre widerstandslosen Därme hineinzupressen, auf verlängerte halbe und ganze Nächte, auch in ihrer ordinären Art hilflos in das Gastzimmer kommandierte eigene Frau das Opfer. Zu dem Gastwirt sagte mein Vater, als wir ihn wieder eingeholt hatten, daß es leicht sei, Größl zu finden. Die Gendarmerie sei von dem Totschlag verständigt, und wo Größl sich auch versteckt haben möge, es nütze ihm nichts. Aber je länger mein Vater auf den Mann, der, gerade weil er im Umgang mit dem Vieh, mit dem er handelte, im Umgang mit der Gastwirtewelt, die die seine ist, die Brutalität an sich auf die für die Bundscheckgegend so bezeichnende Weise verkörperte und dadurch rührte, wenn er weinte und gänzlich verloren war, einredete, desto unsinniger erschien es ihm offensichtlich, und er gab ihm, ich dachte mir, sehr einfach und leicht begreiflich, die notwendigsten Anweisungen, bevor wir ihn wieder mit sich selber allein ließen. Mein Vater ging in die Prosektur und besprach sich mit dem Kollegen vom Gericht, während ich, gleichzeitig auch den Gastwirt beobachtend, wie er sich auf die einzige Bank im ganzen Spitalhof setzte, die Leiche seiner Frau in dem zweirädrigen Prosekturkarren, den ein junger Pfleger an mir vorbeisob, vermutete. Mir war der Anblick des Prosekturkarrens nichts Neues, denn oft auf dem Schulweg, der am Spital vorbeiführte, bin ich an der Stelle, wo man zwischen zwei Hollerbüschen auf die Prosektur durchschauen

kann, stehengeblieben, um den Karren anzuschauen, der neben dem Eingang zur Prosektur Tag und Nacht, wenn er nicht gebraucht wird, in einem nach der Seite, von der ich ihn sehen konnte, offenen Schuppen steht. Dieser Prosekturkarren aus Blech hat schon immer eine grausige Faszination auf mich ausgeübt und ist oft in meinen Kindheitsträumen als ein schauerliches Hauptrequisit auf der Bühne gewesen. Der junge Pfleger, kaum schulentlassen, schob den Prosekturkarren zum Eingang der Prosektur und von dort hörte ich meinen Vater kommen. Mein Vater, dachte ich, als wir aus dem Spitalhof hinausgingen, rasch und an den Mauern entlang, um möglichst nicht mehr von dem unglücklichen, immer noch auf der Bank sitzenden Gastwirt gesehen zu werden, handelt doch nie, wie das immer gegen die Ärztlichkeit behauptet wird, da, wo er zu Hause ist, bei den Kranken und in den Spitälern, wie in einem riesigen unübersichtlichen Geschäft, sondern eher, wie mir gerade an diesem Tag schien, wie in einer mehr und mehr durchschaubaren Wissenschaft. Wohl gibt es viele Ärzte, wie ich immer wieder habe beobachten können, die, dachte ich, wenn auch durchaus wissenschaftliche Köpfe, nichts anderes als Geschäftsmänner sind und die auch wie Geschäftsleute sprechen und handeln; mein Vater aber gehört nicht dazu.

Es sei für mich eine fortgesetzte Traurigkeit, wenn ich ihn begleite, und aus diesem Grund zögere er auch die meiste Zeit, mich auf seine Krankenbesuche mitzunehmen, weil sich immer in allen Fällen zeige, daß alles, was er aufsuchen und anrühren und behandeln müsse, sich als krank und traurig erweise; gleich, um was es sich handle, bewege er sich fortwährend in einer kranken Welt unter kranken Menschen, Individuen; auch wenn diese Welt vorgebe, vortäusche, eine gesunde zu sein, sei sie doch immer eine kranke und die Menschen, Individuen, auch die sogenannten gesunden, immer krank. Er sei daran gewöhnt, mich könne das aber möglicherweise verstören, mich auf eine mir

schädliche Weise nachdenklich machen; gerade ich neigte seiner Meinung nach immer dazu, mich von allem und jedem verstören zu lassen, über alles und jedes auf eine mich schädigende Weise nachzudenken. Und meine Schwester in einem noch viel gefährlicheren Maße. Es sei aber falsch, meinte er, sich der Tatsache, daß *alles krank* und traurig sei, er sagte *tatsächlich krank und traurig*, zu verschließen, und aus dem Grund sei er immer wieder in längeren oder kürzeren Abständen »dazu verführt«, mich oder meine Schwester auf die Krankenbesuche mitzunehmen. »Es ist immer ein Risiko«, sagte er. Am meisten fürchte er, daß einer von uns, meine Schwester oder ich, durch das Anschauen eines Kranken und seiner Krankheit für sein ganzes Leben geschädigt sein könne, wo er doch immer auf das Gegenteil an uns bedacht sei.

Wir gingen nach Köflach hinein. Er wollte auf die Bank und auf die Post, die aber noch geschlossen waren, und so nahm er mich zu einem ihm befreundeten Rechtsanwalt mit, mit dem er in Graz studiert hat und der mir von sommerlichen Besuchen bei uns bekannt ist, ein erfolgreicher Advokat in Grundstücksangelegenheiten.

Mein Vater erhoffte sich bei seinem Freund für uns beide ein Frühstück.

Wir läuteten und es wurde uns aufgemacht und wir kamen in eine für eine Kleinstadt großzügig, wenn auch im einzelnen nicht geschmackvoll, so doch auf den ersten Blick gemütliche Wohnung, in welcher die vielen Sitzgelegenheiten zuerst auffielen. Wir waren von der jungen Frau des Advokaten empfangen und sofort in das Speisezimmer geführt worden. Es dauerte nicht lange, so kam der Advokat ins Zimmer. Mein Vater sagte, er habe nur kurze Zeit, dann müsse er mit mir wieder nach Hause. Während des Frühstücks, zu dem wir gerade recht gekommen waren und das so ausgiebig gewesen ist, wie ich noch keines gegessen habe, von meinem Platz aus konnte ich auf die Straße hinunter schauen und die Vorgänge, die sich da unten abspielten,



beobachten, redeten wir von dem Totschlag, den Größl an der Gradenberger Gastwirtsfrau begangen habe. Es sei grauenhaft, meinte mein Vater, wie Menschen, wenn sie hemmungslos sind, vornehmlich in den Gasthäusern, aufeinander losgehen, ohne daß sie wissen, warum, denn, sagte er, auch der flüchtige Größl wisse nicht, warum er die Frau des Gastwirts erschlagen hat, »kann sein«, sagte mein Vater, »daß er überhaupt noch nicht weiß, daß er sie erschlagen hat«. Die Leute auf dem Land, die zuerst in die Brutalität und dann in die völlige Hilflosigkeit über ihre Brutalität ausarten, die immer in alles ausarten, in alles ausarten *müssen*, diese Leute seien heute erschreckend in der Mehrzahl.

Tatsächlich seien mehr Brutale und Verbrecherische auf dem Land als in der Stadt. Auf dem Land sei die Brutalität wie die Gewalttätigkeit das Fundament. Die Brutalität in der Stadt sei nichts gegen die Brutalität auf dem Land und die Gewalttätigkeit in der Stadt nichts gegen die Gewalttätigkeit auf dem Land. Die Verbrechen in der Stadt, die *Stadtverbrechen*, seien nichts gegen die Verbrechen auf dem Land, die *Landverbrechen*. Die städtischen Verbrechen seien lächerlich gegen die auf dem Land. Der Gastwirt, meinte er, sei der geborene Gewalttäter und Verbrecher. Alles *an und in* dem Menschen sei gewalttätig und verbrecherisch. Der Viehhändler, der er ist, der sei er in jedem Augenblick und in allen Situationen seines Lebens. »Wenn er auch jetzt heult«, sagte mein Vater, »so heult er doch um ein Vieh. Für einen Gastwirt ist die Frau nichts als ein Vieh.« Er fange sie eines Tages mit einem perversen Handgriff aus der unüberschaubaren Herde der unverheirateten Frauen heraus und ordne sie sich unter. Eine solche Gastwirtschaft sei, wie ein jedes Fleischhauer- oder Viehhändler- oder Bauernhaus unter dem Bundscheck, eine brutale Frauenzuchtanstalt. Wenn man genauer hinhöre, höre man, wann und wo man auf dem Land gehe, die von ihren Männern gezüchtigten Frauen in den Häusern. Er komme,

sagte mein Vater, tagtäglich beinahe nur zu widerwärtigen Menschen, gehe, wenn er in diese Häuser hineingehe, in die Brutalität hinein, in die Gewalttätigkeit, im Grunde mit seiner Arzttasche immer nur in einer Verbrecherwelt hin und her. Und die Menschen unter der Gleinalpe und unter der Koralpe und im Kainach- und Gröbnitztal seien Musterbeispiele für eine von den Jahrmillionen und Jahrtausenden auf die ordinärsten Körperexzesse hin konstruierte Steiermark. Er erinnerte sich aber seines frühen Besuches bei dem Bergmannskind in Hüllberg und schilderte, wie er dort herzlich empfangen und eine Viertelstunde beruhigt und dann wieder genauso herzlich verabschiedet worden ist. Es sei aber ein Irrtum, zu glauben, meinte er, daß, was er über Leute wie den Gastwirt gesagt habe, nur auf die Wohlhabenden zuträfe; diese Kindeseltern und ihr Kind seien eine Ausnahme, »die Armen sind doppelt brutal, gemein und verbrecherisch und gerade sie, ihren Möglichkeiten entsprechend, in einem noch viel fürchterlicheren Maße«, sagte er.

Von dem Lehrer, den er als ersten hatte aufsuchen müssen, sprach er nicht, deshalb, schien mir, weil der ihm zu schnell, ohne daß er ihn eigentlich wahrgenommen hat, davongestorben ist. Ich dachte, daß er den Lehrer schon vergessen hat, denn nachdem er noch einmal von dem Kind und seinen Verbrennungen gesprochen und eine Schilderung der *Sprechweise* des Kindes gegeben hatte, kam er wieder auf den Gastwirt zurück. Der warte auf uns im Spital, sagte mein Vater, müsse uns in seinem Pritschenwagen zuerst wieder nach Gradenberg zurück, dann nach Hause fahren. Jetzt sei er wahrscheinlich schon in der Prosektur, wohin ihn mein Vater hatte begleiten wollen, was er aber wohl vergessen hat, und ich dachte, daß man jetzt in der Prosektur dem Gastwirt die Kleider seiner toten Frau gibt, und mit den zusammengebundenen Kleidern der Gastwirtsfrau unterm Arm erwartete uns der Gastwirt tatsächlich schon im Spitaleingang, nachdem wir, von dem Ad-

vokaten fort, auch noch auf der Post und auf der Bank gewesen waren.

Auf der Fahrt nach Gradenberg zurück zählte mein Vater die an diesem Tag zu besuchenden Kranken auf, er nannte die Namen Saurau, Ebenhöf, Fochler, Krainer.

Während mich, allein was ich in Zusammenhang mit dem Tod der Gastwirtsfrau erlebt habe, schon angegriffen hatte, bemerkte ich an meinem Vater jetzt nicht mehr die geringste Müdigkeit. Zu zweit neben dem chauffierenden Gastwirt sitzend, der den Wagen so ruhig lenkte, als wäre nichts ihn betreffendes Grauenhaftes vorgefallen, stellten wir uns beide, jeder für sich, die zu Besuchenden vor, und während der Gastwirt einmal bei einem Fleischhauer außerhalb Krennhof halt machte und, sich entschuldigend, zu dem Zwecke eines Geschäftsabschlusses ausstieg und für ein paar Minuten nicht mehr zu sehen war, meinte mein Vater, daß ihm der Mensch, den er schon von Kindheit an kenne, daß ihm der, vor zehn Jahren noch ein Jüngling, heute sich immer noch mehr verfettende, die Umwelt abstoßende, in zunehmender Sexualsehwerfälligkeit auf zwei O-Beinen Fortbewegende verhaßt sei. Als nicht weniger abstoßend habe er seine gerade verstorbene Frau bei jedem Besuch in Gradenberg empfunden. Die Kinderlosigkeit, die zwischen solchen Menschen wie den beiden Gradenberger Gastwirtsleuten herrscht, mache aus ihrer Ehe eine immer mehr sinnlose, schließlich und endlich in die perverse Niedrigkeit einmündende Ehe, an welcher sie, wenn sie nicht durch Gewalt, eben durch einen toll gewordenen Größl, getrennt werden, auf die miserabelste Weise zugrunde gehen.

Auf dem letzten Wegstück mußten wir über dem Gradnerbach einer Rinderherde ausweichen, und da sagte der Gastwirt mehrere Male, daß er, was geschehen sei, noch gar nicht begriffen habe. Er konnte sich die Wirklichkeit nicht vorstellen.

In Gradenberg angekommen, sahen wir viele Leute vor der Gastwirtschaft, in die kurz vorher die Gerichtskommission

hineingegangen war. Als ich aus dem Wagen ausstieg, konstatierte ich überall aus kürzerer oder weiterer Entfernung herschauende Neugierige.

Mein Vater sagte, ich solle vor dem Gasthaus warten, er ginge rasch hinein, sich mit der Gerichtskommission besprechen, die im Gastzimmer versammelt war. Das Gasthaus war von unten bis oben von einer ununterbrochen murmelnden Amtlichkeit angefüllt, und im ersten Stock, in einem offenen Fenster, in dem Schlafzimmerfenster, entdeckte ich, weil ich hinaufschaute, zwei Gendarmenköpfe. Ich ging vor dem Gasthaus auf und ab, bis mein Vater mit dem Gastwirt herauskam, der uns nach Hause brachte. Im Gastzimmer befanden sich außer Kolig sämtliche Bergmänner, die Zeugen des Totschlags gewesen sind. Es war Samstag, das Bergwerk geschlossen. Die meisten konnten sich an den Vorfall nicht mehr erinnern, alle machten widersprüchliche Angaben, zwei von ihnen aber hatten Größl *gesehen*, als er die Gastwirtsfrau niedergeschlagen hat, das genügte ihnen. Tatsächlich sei, was mein Vater nicht für möglich gehalten hat, Größl noch immer flüchtig, halte sich wahrscheinlich in der nächsten Umgebung versteckt; niemand traute ihm eine Flucht auf größere Distanz zu, hat er auch so viel Geld, daß er ohne weiteres sogar ins Ausland könnte. Zu Hause stiegen wir sofort in unser Auto um. »Wir fahren nach Stiwoll«, sagte mein Vater.

Die Straße nach Graden zur Kainach war, auch wegen Größl, gesperrt, da man uns kannte, ließ man uns passieren. Ein solcher Fall, wie der Fall Größl, ist naturgemäß eine Sensation, und von der war auf einmal die ganze Gegend erfüllt, alles stand unter dem Eindruck des an der Gastwirtsfrau begangenen Totschlags, die Nachricht hatte sich über die Gendarmerieposten rasch verbreitet, was wir besonders in Afling merkten, wo wir bei meinem Onkel halmachten. Mein Vater hatte für die Frau meines Onkels Medikamente mitgenommen. Wir gingen in das Haus hinein und riefen, gingen in die unteren Zimmer und in die Küche